

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Sandra Gulland
Kaiserin Joséphine

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Frieden scheint ein unerfüllbarer Traum zu sein

2. März 1800 – Tuilerien, Paris

»Joséphine ... Komm her und sieh dir den Mond an.«

Ich schreckte aus dem Schlaf hoch. Ein Mann, das Gesicht vom Licht der Kerze beschienen, berührte meine Schulter. »Bonaparte, *du* bist es«, sagte ich und griff nach seiner Hand. Ich hatte von zu Hause, von meinem wunderbaren Martinico, vom Meer geträumt. Aber ich war nicht auf einer tropischen Insel. Ich war in dem modrigen, prunkvollen Palast, im Bett von Marie Antoinette und König Ludwig XVI. – dem Bett der Toten. Ich drückte Bonapartes Hand an meine Wange. »Wie spät ist es?«

»Fast drei. Komm mit mir nach draußen.«

»Sofort?«, fragte ich, schlug jedoch die Decken zurück.

»Es ist ein wenig kühl«, sagte er und legte mir einen Umhang um die Schultern.

Ein voller Mond schwebte über dem Ufer und tauchte die Gärten in strahlendes Licht. »Das erinnert mich an etwas, das du mir einmal geschrieben hast«, sagte ich und nahm Bonapartes Hand. »Dass wir geboren werden, leben und sterben – inmitten des Wunderbaren.«

»Ich kann mich nicht erinnern, das geschrieben zu haben«, sagte er und steuerte auf die Treppe zu, die zu den Blumenbeeten hinunterführte.

Der fruchtbare Duft des Frühlings erfüllte die Luft. Bonaparte

wischte eine Steinbank ab, damit wir uns setzen konnten. Übermannnt von einem Gefühl der Sehnsucht, lehnte ich den Kopf an seine Schulter. Es war die Zeit, in der neues Leben entstand, doch ich blieb unfruchtbar – trotz aller Liebe, trotz aller Gebete.

»An der frischen Luft kann ich am besten denken«, sagte Bonaparte. »Meine Gedanken haben freieren Lauf.« Im Mondschein hatte er ein Profil wie eine römische Statue. »Siehst du diese Hütten da unten bei den Wäschebooten? Jeder Bürger sollte ein eigenes Heim haben – und sauberes Wasser. Ich denke an ein Kanalsystem, das es hereinleitet. Und an mehr Krankenhäuser – in einem Bett sollte nie mehr als ein Patient liegen. Und Brücken über den Fluss wären ebenso schön wie praktisch. Stell dir das vor! Ich plane, Paris zur schönsten Stadt aller Zeiten zu machen.«

»Das wirst du«, sagte ich zuversichtlich. Was könnte ihn aufhalten? Schon so vieles hat sich verändert. Vor Bonaparte herrschte das reinste Chaos, und heute überwiegt der Wohlstand, und Frankreichs Wunden heilen – *meine* Wunden heilen. Noch vor gar nicht langer Zeit war ich Witwe, eine Überlebende des Terrors, eine verängstigte Mutter zweier Kinder. Heute blicke ich voller Staunen auf mein Leben, denn überall herrscht Überfluss – an Reichtum, gewiss, und selbst an Ruhm, aber vor allem an Liebe. Als Madame Bonaparte – ja sogar als *Joséphine* – habe ich gespürt, wie meine Seele aufblühte. Dieser ernsthafte kleine Mann, den ich geheiratet habe, hat mich wieder an Helden glauben lassen, an das Schicksal, aber vor allem an das Wunder der Liebe.

Und in jenem Augenblick fand ich den Mut, die Frage auszusprechen, die mir schon so lange Angst machte: »Bonaparte, was ist, wenn ...? Wenn wir kein Kind haben können?«

Der klagende Ruf einer Eule durchdrang die Stille der Nacht. »Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben«, sagte Bonaparte sanft. »Das Schicksal hat uns schon mit so vielem beschenkt.«

Mich beschenkt, gewiss – auch Hortense und Eugène, meine vaterlosen Kinder. »Du hast uns beschenkt«, sagte ich zu ihm, denn es war die Wahrheit.

Je le veux, sagt Bonaparte so häufig. Ich will es so!

Wenn er durch seine Willenskraft doch auch ein Kind erzwingen könnte.

6. März

Heute Abend, nach einer Aufführung in der Opéra, warf ein Mädchen in einem offenherzigen Kleid und einer mit blauen Bändern geschnürten Haube aus geflochtenem Stroh Bonaparte einen Blumenstrauß zu. »Ich halte ihn«, erbot ich mich.

Später entdeckte ich, dass ein Briefchen darin steckte, das den Ersten Konsul zu einem Rendezvous einlud. Ich warf es ins Feuer. Täglich, so scheint es, erhält Bonaparte eine Einladung von irgendeinem jungen Mädchen, das »dem Retter Frankreichs« bereitwillig seine Tugend opfern will.

7. März

Die Art, wie Bonaparte seinen verbeulten Dreispitz durch den Raum schleuderte, verriet mir, dass es keine gute Nachricht war. »Sie lehnen mein Waffenstillstandsangebot ab«, sagte er in niedergeschlagenem Ton. Sein Hut verfehlte den Stuhl und landete auf dem Teppich, wodurch die drei Möpfe, die auf einem Kissen neben dem Feuer schiefen, aufgeschreckt wurden.

»Schon wieder?«

»Sie weigern sich, auch nur darüber nachzudenken.« Bonaparte warf sich in den daunengepolsterten Armsessel; zwei Federn lösten sich und flogen davon. »Sie weigern sich, auch nur darüber zu reden.« Seine Wange zuckte. »*Pacem nolo quia infida*«, sagte er mit nachgeöfftem englischen Akzent.

»Das sagten die Engländer?« Ich rettete Bonapartes Hut vor den Möpsen.

»Kein Frieden mit ... den Ungläubigen?«, übersetzte Hortense langsam und blickte von einer Kohlezeichnung auf, an der sie gerade arbeitete. Sie schob sich eine flachsblonde Locke aus den Augen, was einen schwarzen Fleck über ihrer Augenbraue hinterließ.

»Und *wir* sind die Ungläubigen?«, fragte ich (empört).

Bonaparte erhob sich und begann, auf und ab zu laufen, die Hände hinter dem Rücken zu Fäusten geballt. »Die Briten peitschen ihre eigenen Soldaten aus und bezichtigen *uns*, grausam zu sein. Sie verstoßen gegen internationale Verträge und bezichtigen *uns*, gesetzlos zu sein. Sie bezahlen jede royalistische Nation in Europa, damit sie gegen uns Krieg führt, und bezichtigen *uns*, Konflikte auszulösen! Wenn sie keinen Krieg wollen, warum versuchen sie dann nicht, ihn zu beenden?«

»Papa, du darfst nicht aufgeben«, sagte Hortense mit Nachdruck. Was Frieden ist, wusste mein Tochter gar nicht, wurde mir traurig bewusst. Wann war Frankreich jemals nicht im Krieg mit England gewesen?

»Ich werde niemals aufgeben«, sagte Bonaparte mit leiser Heftigkeit, jener Gemütsverfassung, die seine Soldaten *le feu sacré* nennen: den Willen, zu siegen – oder zu sterben.

9. März – Malmaison, unser vierter Hochzeitstag

Wir blieben den ganzen Morgen im Bett. Bonapartes hoffnungsvoller Eifer, ein Kind zu zeugen, stimmt mich traurig. Jedes Mal, wenn wir miteinander schlafen (oft!), gibt er dem Kind einen Namen – einem Jungen natürlich. Heute Morgen war es Géry – Napoléon Géry Bonaparte. Letzte Woche war es Baudouin, Gilles, Jean. Wer wird es heute Abend sein? Jacques? Benoît? Donatien?

Ich mache dieses Spiel mit, doch ich weiß, dass ich nicht empfangen werde. Vor einigen Monaten hatte ich den Hauch einer Chance, aber seitdem nicht mehr, trotz der Sennesblättertinktur, die ich trinke, um meinen Körper zu entleeren, trotz der endlosen Stärkungsmittel und austreibenden Mittel, die ich zu mir nehme – Bärwurz in Bier, Wacholdersirup, Aloe- und Eisenpulver – alle bitter im Geschmack und bitter für die Seele.

2 Uhr 45 nachmittags – ein herrlicher Frühlingssnachmittag

»Ich habe genau das richtige Mittel«, sagte Madame Frangeau und zupfte an ihrer Haube, damit die Zipfel ordentlich herabhängen. »Es hat noch nie versagt.«

Ich betrachtete die Hebamme mit Erstaunen. In ihrem gekräuselten Kleid mit Fransen und Troddeln, die vor der Revolution in Mode waren, schien sie genauso exzentrisch gekleidet, wie man es mir angekündigt hatte. »Mutterkorn?«, riet ich. Dem Schimmelpilz wird nachgesagt, er sei unfehlbar (außer in meinem Fall).

»Nein, nicht Mutterkorn, nicht Jalape, nicht einmal Skammonia. Kommen Sie mit mir.«

Ich folgte ihr aus ihrer bescheidenen Behausung und über das Kopfsteinpflaster zur Tür eines Hauses in einer engen Straße.

»Madame Frangeau«, protestierte ich, »ich glaube nicht, dass ich –«

»Madame Bonaparte, ich bin die Hebamme«, wies sie mich gebieterisch zurecht, als sie an die Tür hämmerte.

Und gebieterisch war sie in der Tat, denn der gesamte Haushalt sprang auf ihr Kommando. Ich folgte ihr in eine Kammer, wo sie einer im Bett liegenden Frau befahl: »Rühren Sie sich nicht! Ich brauche nur Ihr Kind.« Sie wies mich an, im Kinderzimmer Platz zu nehmen, mein Kleid von den Schultern zu streifen, woraufhin sie mir, nachdem sie mich gereinigt hatte, den ge-

windelten Säugling an die Brust legte. »Ich werde in einer halben Stunde zurückkommen«, sagte sie und ließ mich allein.

Die Schönheit dieses einwöchigen Säuglings – sein süßer Geruch nach Milch, der seidige Flaum auf seinem Schädel –, aber auch die Demütigung, die ich über diese Art der Behandlung empfand, erschütterten mich.

Pflichtbewusst kehrte die energische und selbstsichere Hebamme zurück und entließ mich mit Salben und Kräutern und Anweisungen, mindestens einmal täglich »beizuschlafen«. »Sie müssen im Lebenssaft Ihres Gemahls ertrinken.«

In meinen Tränen ertrinke ich! Bei meiner Rückkehr brach ich zusammen, erschöpft von all den »Mitteln«, die ich schon ausprobiert habe, enttäuscht von der hartnäckigen Weigerung meines Körpers, darauf zu reagieren.

Abends, noch nicht 9 Uhr

Bonaparte zog an der Kordel eines kleinen Seidenbeutels, um sie aufzuknoten. »Teufel nochmal!«, sagte er und schnitt sie mit einem Fleischmesser durch. Den Inhalt schüttete er auf den Esstisch. Ein riesiger Diamant glitzerte zwischen dem schmutzigen Porzellan, den Hühnerknochen, den halb leer gegessenen Tellern mit Erbsen, Plumpudding und Dorschleber-Canapés. »Ein Kinkerlitzchen zu unserem Hochzeitstag«, sagte er und schnippte ihn in meine Richtung, als wäre er eine Glasmurmel.

»Wie viel Karat sind das?«, fragte Hortense mit großen Augen. »Einhundertvierzig«, sagte Bonaparte. »König Ludwig XV. trug ihn in seiner Krönungskrone. Die Polizei fand ihn schließlich in einer Pfandleihe.«

»Dann ist *das* also der Regent-Diamant«, sagte ich, während ich den durchsichtigen Edelstein zwischen den Fingern hielt und mich in seinem Licht verlor.

10. März

Die Zeit, so heißt es, ist der Feind einer Frau. Heute Morgen saß ich vor meinem Toilettenspiegel und studierte mein Gesicht. Ich bin sechsunddreißig, sechs Jahre älter als mein Mann. Aus einem Impuls heraus schickte ich nach »meinem« Diamanten. Die bestickte blaue Samtschachtel wurde ehrfürchtig vor mich hingestellt. Behutsam schälte ich den Edelstein aus seinem Nest.

»Halte ihn an dein Ohr«, flüsterte Hortense, als wären wir an einem geheiligten Ort.

Ich lehnte mich zurück und studierte die Wirkung im Spiegel.

»Pour l'amour du ciel«, sagte die Zofe und bekreuzigte sich.

Im Licht des Diamanten sah ich wie verwandelt aus: jünger. Beklommen spähte ich über meine Schulter, stellte mir vor, wie mich der Geist von Königin Marie Antoinette beobachtete. Sie kannte die unwiderstehliche Verlockung eines Brillanten – und ich nun leider auch.

29. März, 1 Uhr 15 nachmittags – Tuilerien

Ich schreibe dies im Schein von drei Kerzen. Es ist Nachmittag, doch in diesem Raum ist es dunkel, denn die Vorhänge sind gegen die neugierigen Blicke der Männer und Frauen draußen im öffentlichen Park zugezogen.

Hortense wird bald zu mir kommen. Wir gehen zu Bürger Despréaux jährlichem –

Viel später, nach Mitternacht, alle schlafen (außer mir)

– Bürger Despréaux jährlichem Tanzunterricht, sollte es heißen.

Ich wurde in diesem Augenblick von Bonaparte unterbrochen,

der unerwartet auftauchte, wie er das so oft tut – die »Marseillaise« (falsch) vor sich hin summend. »Ich habe eine Idee für Hortense«, sagte er und ließ sich auf seinem Sessel neben meinem Toilettentisch nieder. Er nahm einen kristallinen Pomadentopf in die Hand und studierte das geätzte Muster, die Details. »General Moreau«, sagte er, schnupperte an der Pomade und rieb sich ein wenig auf die Fingerspitzen, dann stellte er sie zurück und nahm einen silbernen Haarschmuck in die Hand. (Bonaparte kann nie ruhig dasitzen!)

»Ach«, sagte ich nachdenklich. General Moreau ist durchaus eine Möglichkeit – ein populärer General, gepflegt, stets gepudert, mit den Manieren eines Ehrenmanns. »Aber nicht vielleicht zu alt für Hortense?« General Moreau ist fast vierzig, ein paar Jahre älter als ich, und gut zehn Jahre älter als Bonaparte.

»Habe ich meinen Namen gehört?«, fragte Hortense, die in der Tür erschien.

»Deine Mutter erzählte mir gerade, was für eine reizende junge Dame du geworden bist«, sagte Bonaparte mit einem liebevollen Blick auf seine Stieftochter.

»Wie wahr! Du siehst in diesem Kleid wunderschön aus.« Der Schnitt schmeichelte Hortenses geschmeidiger Figur. Die Silberfäden schimmerten im Schein der Kerzen.

»Das ist doch nicht etwa englischer Musselin, oder?«, fragte Bonaparte stirnrunzelnd.

»Natürlich nicht, Papa.« Hortense drehte eine tadellose Pirouette.

»Bravo!«, riefen wir.

»Aber ich habe Schwierigkeiten mit dem Menuett«, sagte sie.

»Bei der ersten Figur, bei der Passage, soll ich einen Temps-de-courante *und* einen Demi-jeté machen.«

»Statt eines Menuettschrittes?«

»Nur bei der ersten Passage, Maman. Sonst sieht es gekünstelt

aus – wenigstens sagt das der Tanzmeister. Und dieser Menuettschritt hat zwei Demi-coupés und zwei Pas-marchés-en-pointe.«

»Warum zeigt du es uns nicht«, schlug ich vor.

»Papa, ich brauche dich als Partner«, sagte sie und zog an Bonapartes Hand.

»Ich werde eines von Händels Menuetten spielen.« Ich nahm am Cembalo Platz.

Widerwillig erhob sich Bonaparte. Er stellte die Füße in einem Neunzig-Grad-Winkel nach außen und streckte die Hand aus.

»Gut so?«, sagte er über die Schulter zu mir.

»Erster Konsul?«, unterbrach Bonapartes Sekretär von der Tür her. »Bürger Cadoudal ist hier und will Sie sprechen.« Fauvelet Bouriennes Kinn zitterte, so angestrengt war er bemüht, nicht zu lächeln, als er sah, wie Bonaparte einen Plié zu machen versuchte. »Ich schlage vor, dass wir ihn nicht warten lassen – er ist ein Ochse und spuckt überall hin.«

»Cadoudal, der Agent der *Royalisten*?«, fragte ich verwirrt – und nicht wenig beunruhigt. Cadoudal ist der Anführer der Rebellenfraktion – der Fraktion, die wieder einen Bourbonenkönig auf den Thron setzen will. Der Fraktion, die Bonaparte absetzen will.

»Er ist zu früh«, sagte Bonaparte, setzte seinen Dreispitz auf und eilte aus der Tür – zweifellos erleichtert, dem Menuett entinnen zu können.

Bonapartes junge Schwester Caroline stand vor dem Unterrichtsraum, als Hortense und ich eintrafen. Sie trug ein kurzärmeliges Ballkleid, das eher einem Festabend angemessen war; die Ärmel bestanden lediglich aus dünn gerüschtem Organdy. »Joachim wird in fünf Minuten hier sein«, sagte sie und kaute an einem Daumennagel. »Ich habe ihn heute Morgen eine halbe Stunde Entrechats üben lassen.«

»Warum denn Entrechats«, fragte Hortense. »Ich dachte, ihr solltet eine Gavotte vorführen.«

»Le Maudit! Wirklich?« Caroline zog eine Schnupftabakdose aus einem auffällig bunten Perlenridikül.

Der Tanzmeister öffnete die Tür. »Ah, Madame Bonaparte – Mutter meiner *besten* Schülerin! Wie liebenswürdig von Ihnen, uns mit Ihrer Anwesenheit zu beehren.« Bürger Despréaux betupfte sich die Stirn mit einem sauber gefalteten, lavendelfarbenen Taschentuch.

»Mein Mann wird jeden Augenblick hier sein«, teilte ihm Caroline mit und nahm eine Prise Schnupftabak. »General Murat«, fügte sie als Antwort auf die verblüffte Miene des Meisters hinzu.

»Ja, natürlich!«, rief Bürger Despréaux mit einem besorgten Blick auf Carolines entblößte Arme aus. »Sie werden die Gavotte vorführen. Mademoiselle Hortense, wenn Sie so liebenswürdig wären? Ich möchte mich gerne mit Ihnen über die Ausstattung des Saales beraten.« Mit einer einstudierten Ballettpose bedeutete Bürger Despréaux meiner Tochter einzutreten.

»Ich sehe dich hinterher, Schatz«, sagte ich zu Hortense und warf ihr eine Kuschhand zu. »Ist deine Mutter im Saal?«, fragte ich Caroline zögernd. Sie wirkte verlassen, ganz auf sich gestellt.

»Sie kommt nicht«, sagte Caroline und ließ die Schnupftabakdose zuschnappen. »Sie besucht heute Pauline.« Dies mit einem Anflug von Verdruss. Von den drei Schwestern Bonapartes ist die schöne (und verwöhnte) Pauline eindeutig der Liebling. Elisa, obwohl unansehnlich, wird als »gebildet« gepriesen ... und die junge Caroline? Die arme Caroline ist ungebildet und, obwohl nicht unansehnlich, mit ihren ungelungenen Gliedmaßen, ihrem dicken Hals, ihrem muskulösen Körperbau und ihrer, wie Bonaparte es nennt, »Kämpfernatur«, sicherlich nicht das, was man jemals als *einnehmend* bezeichnen würde.

»Ah, da ist ja dein Mann«, sagte ich und konnte mir gerade noch ein Lächeln verkneifen, als ich Joachim Murat auf uns zu stolzieren sah, einen großen, muskulösen Soldaten, der von Kopf bis Fuß in Hellrosa gewandet war: rosafarbener Samtrock mit Schößen, rosafarbene Kniebundhosen aus Satin, sogar ein flacher rosafarbener Hut mit rosa und schwarz gestreiften Federn.

Caroline öffnete die Uhr, die an einer schweren Kette um ihren Hals hing. »Er ist dreieinhalb Minuten zu spät.«

Bürger Despréaux baute sich vor den ungefähr zwanzig versammelten Gästen auf – Familien und Freunde seiner Schüler. »Bonjour! Wir werden unsere Vorführung mit dem königlichsten aller Tänze eröffnen, dem traditionellen Menuett, einem Tanz, der gerade durch seine Schlichtheit *alles* verrät: die Bildung, die Grazie und – darf ich es sagen? – die *Herkunft* des Tänzers. Aber als Erstes den Gang: den Grundstein einer guten Erziehung.« Er machte eine Handbewegung zu seinen Schülern, die sich selbstbewusst im Kreis aufstellten.

»Achten Sie darauf, wie perfekt sich *diese* junge Dame bewegt«, sagte er und deutete dabei auf Hortense. »Der wahre Inbegriff natürlich fließender Bewegung! Nun, vielleicht könnte ich einen jungen Mann haben, der – ah, Bürger Eugène, großartig.« Als ich mich umdrehte, sah ich meinen Sohn an der Tür, einen schwarzen Filzhut auf dem Kopf, unter dem seine widerspenstigen Locken hervorschauten. Verlegen grinsend ging er auf den Tanzmeister zu. »Aber ich habe Stiefel an«, hörte ich ihn Bürger Despréaux zuflüstern. »Ich habe nicht erwartet, dass –« »Ich möchte nur, dass Sie eine Verbeugung zeigen, mein lieber Freund.«

Artig hob Eugène den rechten Arm auf Schulterhöhe, fasste den Hut an der Krempe und verbeugte sich tief, indem er gleichzeitig den linken Fuß nach vorne schob.

»Voilà, die *perfekte* Verbeugung«, sagte Bürger Despréaux und betupfte sich die äußeren Augenwinkel mit seinem lavendelfarbenen Taschentuch. »Danke, Bürger Eugène, Sie dürfen Platz nehmen.«

»Gut, dass er nicht auf meinen Gang aufmerksam gemacht hat«, raunte Eugène, als er auf dem Stuhl neben mir Platz nahm. Ich lächelte – sein *Bärengang*, wie Bonaparte und ich ihn nannten.

Insgesamt lief die Vorführung gut – Hortense tanzte hervorragend. Eugène und ich waren ja so stolz! Selbst Caroline und Joachim kamen zurecht, obwohl Joachim zu viele Drehungen machte und am anderen Ende des Saales landete – ein weit verbreiteter Fehler, gewiss, aber bedauerlicherweise einer, auf den Bürger Despréaux meinte aufmerksam machen zu müssen.

Danach gingen Caroline, Joachim, Hortense und Eugène Eis essen. Ich schützte Müdigkeit vor und kehrte in die Tuileries zurück, wo ich Bonaparte wutschnaubend vor dem lodernden Feuer auf und ab marschierend vorfand. Der Außenminister saß vor dem Ofenschirm und beobachtete ihn mit gelangweilter Miene.

»Madame Bonaparte«, sagte Talleyrand wie eine Katze schnurrend. »Es ist immer wieder ein Vergnügen, Sie zu sehen, aber heute Abend ein ganz besonderes. Der Erste Konsul bedarf dringend Ihres beschwichtigenden Einflusses.«

»Machen Sie sich nicht über mich lustig, Talleyrand«, fauchte ihn Bonaparte an. »Schließlich ist es nicht *Ihr* Leben, das auf dem Spiel steht.«

Ich legte Bonaparte die Hände auf die Schultern (um ihn zu beschwichtigen, ja), während ich ihn auf beide Wangen küsste.

»Das Gespräch mit Bürger Cadoudal ist nicht gut verlaufen?«

»Er würde mich bei der geringsten Gelegenheit eigenhändig erwürgen.«

»Ich weiß gar nicht, warum Sie das so überrascht, Erster Kon-

sul«, sagte Talleyrand. »Bürger Cadoudal möchte wieder einen Bourbonenkönig auf dem Thron und Sie stehen ziemlich un bequem im Weg.«

»Das französische Volk steht im Weg – nicht *ich*. Zweihundert Jahre Bourbonenherrschaft waren zweihundert Jahre zu viel.« Bonaparte warf sich in den Stuhl, der dem Feuer am nächsten stand, und stützte das Kinn in die Hand.

»Die Bourbonen vertreten natürlich den Standpunkt, dass zweihundert Jahre Herrschaft Beständigkeit gewährleisten«, sagte Talleyrand und verschränkte die langen Finger in einer fließenden Bewegung. »Sie haben dieses mit rotem Samt gepolsterte Machtsymbol im Thronsaal geschaffen; sie betrachten es als das *ihre*. Und solange es leer bleibt, wage ich zu behaupten, werden sie alles in ihrer Macht Stehende tun, um es zurückzubekommen.«

»Und England wird alles in *seiner* Macht Stehende tun, um ihnen zu helfen.«

»Ganz recht.«

»Aus euer beider Mund klingt das alles so hoffnungslos«, sagte ich und griff nach meinem Nähkorb. »Ist Frieden denn unmöglich?«

»Unmöglich« ist kein französisches Wort«, sagte Bonaparte.

»Es gibt Frieden, und es gibt dauerhaften Frieden«, warf Talleyrand philosophisch ein. »Die Geschichte hat bewiesen, dass der einzige dauerhafte Frieden ein Blutsband ist, eine Vermischung von Feindesblut – und das nicht auf dem Schlachtfeld, Erster Konsul, sondern im Boudoir. Frieden durch Heirat: eine altehrwürdige Tradition.«

»Worauf wollen Sie hinaus, Talleyrand?«, fragte Bonaparte. »Sie wissen, dass ich weder einen Sohn noch eine Tochter habe, die ich mit irgendeinem Rüpel verheiraten könnte.«

»Sie haben einen Stiefsohn, den wohlgestalteten und ehrenwerten Eugène Beauharnais –«

»Noch ein Knabe, erst achtzehn.«

»– *und* eine Stieftochter, die tugendhafte und vielseitige Made-moiselle Hortense.« Talleyrand neigte den Kopf in meine Rich-tung. »Welche, da weiblich und kurz vor ihrem siebzehnten Geburtstag, in einem idealen Heiratsalter ist.«

»Allmählich glaube ich, dass Sie es ernst meinen, Minister Tal-leyrand«, sagte Bonaparte. »Hortense mit einem Engländer verheiraten? Die Engländer werden sich niemals dazu herablas-sen, einen ihrer Blaublütigen mit irgendjemandem zu verban-deln, der auch nur im Entferntesten mit mir verwandt ist. Ha-ben Sie die englischen Zeitungen nicht gelesen?« Er griff sich ein Blatt von einem Stapel auf dem Fußboden und warf es dem Außenminister zu. »Oben rechts. Das wird Ihnen verraten, wer ich in den Augen von ›Les Gottverdammten‹ bin.«

»Ah, ja. ›Ein undefinierbares Wesen‹«, las Talleyrand laut auf Englisch vor, um seinen Mund spielte der Anflug eines Lä-chelns, »halb Afrikaner, halb Europäer, ein Mittelmeermulatte.«

»Basta!« Bonaparte riss das Zeitungsblatt an sich, warf es ins Feuer und sah zu, wie es in Flammen aufging.

»Ich dachte, ehrlich gesagt, nicht daran, Ihre Tochter mit einem Engländer zu verkuppeln«, sagte der Außenminister gelassen.

»Ich dachte an Georges Cadoudal.«

»Oh, Minister Talleyrand, ich hoffe, Sie scherzen«, sagte ich mit schwacher Stimme und verknotete meinen Stickfaden.